



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Dichtung am Rhein

Linden, Walther

Ratingen, 1944

Fünftes Kapitel: Niedergang und Zerrissenheit

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99212](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99212)

FÜNFTES KAPITEL

Niedergang und Zerrissenheit

Die Zeit vom 16. bis ins 18., ja bis ins beginnende 19. Jahrhundert ist für die fränkischen Rheinlande eine Zeit des Niedergangs auf politischem, wirtschaftlichem, kulturellem Gebiete, eines Niedergangs, der sich zeitweise bis zur Volkskatastrophe auswächst.

Die Gründe für diese Katastrophe sind mit der Entwicklung des deutschen Volksschicksals aufs engste verknüpft und dennoch im besonderen durch die eigentümliche Entwicklung der Rheinlande bedingt. An den Rheinlanden rächt sich nun in vollem Maße ihr *unverändert mittelalterlicher Aufbau*, der von der territorialen Entwicklung seit 1200 nur die Nachteile, keinen Vorteil empfangen hat. Das ehemalige Kernland des Reiches bleibt von den *alten Universal-mächten, Reich und Kirche*, her bestimmt; es bleibt das Land der geistlichen Kurfürstentümer und damit von jeder fruchtbaren Entfaltung ausgeschlossen. Der rheinische Einheitsstaat wird gerade durch die das „Reich“ nunmehr vertretende habsburgische Universalmacht in seinen Anfängen zerschlagen und unwirksam gemacht, Geldern und Luxemburg abgetrennt und den spanischen Niederlanden eingeordnet. Damit ist die rheinische Zerrissenheit verewigt bis zur Franzosenzeit; an die zweihundert kleiner und kleinster Territorialherrschaften geistlicher und weltlicher Art rauben dem Stammesgebiet jegliche Einheit. Durch die Reichsreform Kaiser Maximilians I. 1495, durch die Kreiseinteilung wird die Zerrissenheit noch verstärkt: die Rheinlande werden unter vier von den zehn Reichskreisen aufgeteilt, den niederrheinisch-westfälischen, kurrheinischen, ober-rheinischen und burgundischen Kreis, die sich in tollem Durcheinander zerschneiden. Diese Kreiseinteilung von 1495 kennt ein einheitliches Schwaben, ein einheitliches Ostfranken, Bayern, Nieder-

sachsen, Ostmark, aber sie kennt keine einheitlichen Rheinlande mehr.

Die im 15. Jahrhundert schon deutlich merkbare Spannung zwischen Nord und Süd des Stammesgebietes kommt im Laufe des 16. Jahrhunderts durch die Reformation zum Ausbruch und führt eine weitgehende Trennung beider Teile herbei. Innere Entwicklungen und äußere Einwirkungen reichen sich dabei die Hand. Keine Gegend des Rheinlandes hat der Reformation widerstrebt; reformatorische Strömungen haben sich überall kundgetan und sind zum großen Teile erst hinterher beseitigt worden. Unverkennbar ist freilich der konservative Charakter des Nordteils, der eine religiöse „Reform“, aber keinen kirchlichen Umsturz will; Erasmus von Rotterdam hat bis um 1550 im Rheinlande einen maßgebenden Einfluß ausgeübt, und es ist zweifellos ein rheinischer Charakterzug, daß man am universalen Sinne der Kirche festhält, jede Zerreißung der Einheit hintanhaltend will. In diesem Geiste erasmianischer Einheitspolitik sind die Reformverordnungen des Kölner Erzbischofs Hermann von Wied, sind 1532—1533 die kirchlichen Reformen des Herzogs Wilhelms des Reichen von Jülich-Berg-Kleve-Mark-Ravensberg (1539—1592) gehalten. Aber der Widerstand der kirchlichen Partei und der habsburgischen Universalmacht zerschlägt gerade diese betont rheinische Politik. Habsburg kann weder diese besondere Art der „Reformation“ noch den Ausgriff des rheinischen Einheitsstaates dulden; als Herzog Wilhelm der Reiche, der von seinem Vater den 1521 zusammengeerbten niederrheinisch-westfälischen Einheitsstaat Jülich-Berg-Kleve-Mark-Ravensberg-Ravenstein übernommen hatte, 1538 beim Tode Herzog Karls von Geldern seine Erbensprüche geltend macht und Geldern in Besitz nimmt, da erhebt Karl V. Einspruch auf Grund der Verzichtserklärung, welche die jülichischen Herzöge 1473 gezwungen Karl dem Kühnen geleistet hatten. Wilhelm der Reiche verbündet sich 1540 mit Frankreich gegen den Kaiser, erhält aber vom mitteldeutschen Protestantismus keine Hilfe, der Geldernsche Krieg 1542—1543 endet mit dem entscheidenden Siege des Kaisers, der im Vertrage von Venlo 1543 Geldern den habsburgischen

Niederlanden einreicht und die Rückkehr des Herzogs zum Katholizismus erzwingt. Damit sind alle Aussichten des großen nieder-rheinischen Einheitsstaates im Keim zerschlagen; die 1566 beginnende unheilbare Krankheit Wilhelms des Reichen, die Geistes-schwäche des erbenlosen Johann Wilhelm (1592—1609) hat den frühen Zusammenbruch der anfänglich so glanzvollen Territorial-macht herbeigeführt. Das Schicksalsjahr 1543 hatte noch eine weitere schwere Folge: Hermann von Wied, der die kurkölnische Refor-mation unbeirrt vorwärtsgetrieben, 1542 Martin Butzer, 1543 Me-lancthon berufen, 1543 die „Kölner Reformation“ erlassen hatte, wurde 1546 vom Papste seiner geistlichen, 1547 vom Kaiser seiner weltlichen Würden entkleidet, Kurköln als geistliches Kurfürsten-tum wiederhergestellt. Damit war auch der Versuch einer politischen Umwandlung der geistlichen Fürstentümer gescheitert: Habsburg hatte jede Möglichkeit einer politischen Reform der Rheinlande zer-trümmert.

Der Protestantismus hat gleichwohl bedeutende Fortschritte in den Rheinlanden gemacht, aber er konnte nicht mehr zur führenden Einheitsmacht aufsteigen, und so hat die Entfaltung der Reformation die Zerrissenheit des alten Kernlandes nur gefördert. Weite Gebiete von Kleve, Berg und Jülich schlossen sich dem Protestantismus an; vor allem die kleineren Grafschaften führten die Reformation vom Staate her durch: 1551 Mörs, 1554 Nassau-Saarbrücken, Wild- und Rheingrafschaft, Salm, 1555 Sayn, 1556 Wied, 1556—1557 mit der Kurpfalz Pfalz-Simmern und Pfalz-Zweibrücken, 1558 Solms usw. Ein Reformationsversuch in Neuß 1556—1559 durch den Kaplan Goswin Berck mißlang ebenso wie der Trierer Reformationsversuch des Caspar Olevian 1559. In der Reichsstadt Aachen errang der Protestantismus das unzweifelhafte Übergewicht, eroberte sich den Stadtrat und wurde erst 1598 durch das Eingreifen Spanien-Habs-burgs gewaltsam beseitigt. Die Reichsstadt Frankfurt führte 1533 die Reformation offiziell ein, mußte aber nach der Niederlage im Schmalkaldischen Kriege 1548 den Katholiken Dom, Liebfrauen- und Leonhardskirche wieder überlassen. Die Reichsstadt Köln ist in ihrem

Rate und ihren herrschenden Kreisen immer der alten Kirche treu geblieben, hat bereits 1529 die ersten protestantischen Märtyrer Peter Klarenbach und Peter von Fliesteden und danach sovieles Lutheraner, Calvinisten, Wiedertäufer auf den Scheiterhaufen geschickt, hat aber das ganze 16. Jahrhundert hindurch und bis ins 17. hinein immer wieder gegen starke protestantische Regungen in der Bevölkerung kämpfen müssen. Das Gleiche gilt für Kurköln: als Gebhard Truchseß von Waldburg 1582 zum zweiten Male die Protestantisierung und Verweltlichung des Erztifts versuchte, standen Domkapitel, Geistlichkeit und Universität Köln gegen, die weltlichen Stände des Landtags und eine Minderheit des Domkapitels, im besonderen aber die Städte Bonn, Andernach und Linz für ihn; auch hier ist die Entscheidung nur durch Waffengewalt, durch bayrisch-spanische Truppen und die mangelnde politische Einsicht des mittel- und süddeutschen Protestantismus gefallen. Die südrheinische Vormacht Kurpfalz hatte mit dem Heere des Pfalzgrafen Johann Kasimir eine freilich viel zu schwache Hilfe gesandt.

So sind die Rheinlande wesentlich durch die verhängnisvolle Einwirkung der habsburgischen Reichsgewalt zum typischen Lande religiöser Zerspaltung geworden. Mehr als irgendwo trafen hier die Gegensätze des 16. und 17. Jahrhunderts aufeinander. Die Jesuiten drangen alsbald nach der Gründung ihres Ordens ein, richteten schon 1542 eine Niederlassung in Köln, wo sie 1543 ihren größten deutschen Vorkämpfer, Peter Canisius aus Nymwegen, für sich gewannen, 1560 nahmen sie die Kronenburse der Universität in Besitz und eroberten am Beginne des 17. Jahrhunderts, den jahrzehntelangen Widerstand der Hochschule überwindend, die Führung an der Universität selbst. 1560 gründeten sie ihre Niederlassung in Trier, beherrschten allmählich alle geistlichen Fürstentümer und beeinflussten das rheinische Geistesleben und Schulwesen in der stärksten Weise. Den fanatischen Vertretern der Gegenreformation setzten sich die nicht minder fanatischen Vorkämpfer des Protestantismus entgegen: die Calvinisten. Der Calvinismus verdrängte im deutschen Westen mit seiner scharfgeprägten, angriffsfreudigen Haltung den duldsamen, unpolitischen

Lutheranismus; er entwickelte sich in engster Verbindung mit den Niederlanden, die seit 1568 Scharen von Flüchtlingen herübersandten; die Protestanten von Jülich, Berg und Kleve fielen ihm zu. 1584—1585 trat auch Kurpfalz, der südrheinische Vorkämpfer des Protestantismus, zum Calvinismus über. Rheinischer Abkunft war Wilhelm von Oranien, der Freiheitsheld der Niederlande — aber auch Jan de Werth, der kaiserliche General des Dreißigjährigen Krieges, der Abkömmling des Jülichischen Landes. Die Trennungslinie zwischen Reformation und Gegenreformation lief in schärfster Ausformung mitten durch die Rheinlande hindurch, aber von der Seite der Regierungen her gesehen blieb der Norden vorwiegend katholisch-konservativ, der Süden, das rheinfränkische Gebiet, protestantisch-revolutionär. Die Reuchlinfehde der Jahre 1509 bis 1520 ist der erste starke Ausdruck eines Auseinanderlebens, das die ehemalige Einheit des fränkischen Rheingebietes mehr und mehr zerrümmert hat.

Im Zusammenhange damit wird überhaupt der großfränkische Kulturraum auseinandergesprengt. Auch hier hatte das 15. Jahrhundert manches vorbereitet; die Gründung der Universität Löwen 1426, die Abtrennung Luxemburgs, die erste Abtrennung Gelderns durch Karl den Kühnen, die Entfremdung Lothringens rüttelten bereits an der alten Einheit. Aber noch wogen die alten Wirtschafts- und Geistesbeziehungen, politische und stammliche Freundschaftsbände schwer. Als der Kölner Stadtrat die demokratische Revolution von 1482 blutig niedergeschlagen hatte, richtete er zur Rechtfertigung der vorgenommenen Hinrichtungen Schreiben an alle ihm befreundeten Städte: an alle rheinischen, dann an die verbündeten Hansestädte Lübeck, Hamburg, Bremen, Osnabrück, Münster, Dortmund, Soest, an die süddeutschen Nürnberg, Regensburg, Würzburg, Esslingen, Ulm, Straßburg, endlich aber an nicht weniger als 24 niederländische Städte: Maastricht, Lüttich, Hasselt, Antwerpen, Brüssel, Löwen, Herzogenbusch, Brügge, Mecheln, Diest, Gent, Ypern, Dordrecht, Middelburg, Ziriksee, Delft, Amsterdam, Kampen, Zwolle, Deventer, Utrecht, Nymwegen, Arnheim, Zuytphen — man sieht die

enge Verknüpfung, die zwischen Rheinlanden und den noch freien Niederlanden bestand. Als die Jesuiten 1557 das *Gymnasium Triceronatum* in Köln einrichteten, stammten vier Lehrer aus Köln, einer aus Werl, vier aus Herzogenbusch, zwei aus Nymwegen, je einer aus Brüssel, Arnheim, Staveren. Seit Albas Einzug in den Niederlanden 1566 drang eine Sturmflut niederländischer Flüchtlinge in alle rheinischen Gebiete ein, ganz besonders in die rheinische Hauptstadt, die 1570, als sie auf Veranlassung des Papstes einen Ausweisungsbefehl gegen alle nichtkatholischen niederländischen Flüchtlinge erläßt, ihrer an die tausend zählt. Da flüchtet 1566 der Dr. juris Johann Rubens von Antwerpen nach Köln; sein großer Sohn ist 1577 in Siegen geboren. Da flüchtet 1582 der Hutstaffierer Joost van den Vondel gleichfalls aus Antwerpen in die Rheinstadt, wo 1587 sein Sohn, der größte niederländische Dramatiker, das Licht erblickt. Die Eroberung Antwerpens 1585 wirft neue Flüchtlingsscharen in den deutschen Westen hinein; Flamen und Wallonen überschwemmen damals besonders das lutherische Frankfurt, das weder die Calvinisten noch die erfolgreichen gewerblichen Konkurrenten begrüßt und um 1600 viele von ihnen nach Hanau weiterzwingt. Aber das Ergebnis des niederländischen Freiheitskampfes ist doch die Abtrennung sowohl der nördlichen Niederlande wie der südlichen, 1556 spanisch gewordenen Provinzen vom großfränkischen Raume. Die spanische Herrschaft hatte schon 1559 die kirchliche Trennung durch die Gründung des Erzbistums Mecheln herbeigeführt; der Fall Antwerpens und die Schließung der Schelde vernichteten den einst so blühenden flämisch-brabantisch-rheinischen Handel und entzogen vor allem Köln die Grundlagen seiner Handelsherrschaft. Der Waffenstillstand von 1609 besiegelte die staatsrechtliche Unabhängigkeit der Niederlande, löste sie aus dem Reichsverband; ihre beispiellose Handelsblüte zusammen mit dem politischen Aufschwung Englands und die Gründung des großskandinavischen Reiches in der Kalmarer Union von 1569 vernichteten die Handelsmacht der Hanse endgültig und warfen dadurch besonders Köln von seiner strahlenden Höhe in Not und Elend herab. 1610, um nur eines der sinnfälligsten Zeichen zu weisen, sonderte sich

die kalvinistische Kirche von Jülich-Berg-Kleve von der niederländischen ab und schuf eine eigene Organisation; so wurden auch die letzten religiösen Bindungen beseitigt. Im 17. Jahrhundert ist der großfränkische Kulturraum gesprengt, sind auch die einst so bedeutenden Verbindungen mit Niedersachsen und Ostdeutschland durch den religiösen Zwiespalt abgerissen. Das Rheinland ist auf sich selbst zurückgeworfen, seiner Grenzgebiete Geldern, Limburg, Luxemburg und praktisch auch Lothringen beraubt, in Nord und Süd zerspalten, und erwartet in dieser Einsamkeit und Zerrissenheit den Ansturm des kraftvoll emporsteigenden Westeuropas.

Der kurkölnische Krieg von 1583—1584, der mit der Vertreibung des protestantisch gewordenen Erzbischofs Gebhard Truchseß von Waldburg endete, setzte sich in einen bis 1590 währenden Kleinkrieg fort, der die Auseinandersetzung zwischen Spaniern und Niederländern auf rheinischen Boden verpflanzte und fürchterliche Verheerungen über den Niederrhein brachte. 1586 wird das tapfere Neuß, die Heldin von 1474—1475, von den Spaniern im Sturme genommen, die Besatzung hingeschlachtet, die Stadt in Brand gesetzt und zu drei Vierteln zerstört. Als 1609 der letzte Herzog von Jülich-Berg-Kleve-Mark-Ravensberg als Geisteskranker sein kümmerliches Dasein endet, droht ein europäischer Krieg die Rheinlande zu überfluten; nur der Dolchstoß Ravailacs 1610 hält den Einmarsch der bereits versammelten Franzosen zurück und führt die Aufteilung des wichtigen Erbes unter Brandenburg und Pfalz-Sulzbach 1614 herbei. Schon 1552 hatte Frankreich seinen durch den Hundertjährigen Krieg unterbrochenen Vormarsch nach Osten wiederaufgenommen, hatte aus dem Bündnis mit der protestantischen Revolution Moritz' von Sachsen die Bistümer Metz, Toul, Verdun davongetragen und damit seine schwere Hand auf Lothringen gelegt. Von nun an brausen zwei Jahrhunderte hindurch die Kriegsschrecken fast ohne Unterbrechung über das Rheingebiet: der Dreißigjährige Krieg, die Reunionskriege, der Spanische, der Polnische, der Österreichische Erbfolgekrieg, der Siebenjährige Krieg, die Kriege der französischen Revolution und des Kaiserreiches, die Befreiungskriege. 1632, im gleichen Jahre, da

Jacques de Cassan für Frankreich den Anspruch auf das Reich Karls des Großen anmeldete, ließ Richelieu seine Truppen an den Rhein rücken; Ludwig XIV. dehnte seine „Reunionen“ bis weit in die Eifel aus, errichtete die Zwingburgen Saarlouis, Landau, Philippsburg als Brückenkopf auf dem rechten Rheinufer, Montroyal im Moseltal, suchte nach dem Aussterben des pfälzischen Hauses die Kurpfalz an Frankreich zu bringen — als er seine Eroberungen gegen den Widerstand des sich sammelnden Europas nicht halten konnte, gab er den berüchtigten Befehl, ein „Niemandsländ“, eine Wüstung vor Frankreichs Grenzen zu schaffen, einen Gürtel der Zerstörung, der von der rechtsrheinischen Pfalz bis mitten in die Eifel reichte. Jetzt erst, in diesen Jahren 1690—1692, erfüllt sich die Volkstragödie der fränkischen Rheinlande: da lodern Heidelberg, Speyer, Worms, Mannheim, unzählige kleinere Städte und Dörfer in Flammen auf, wird das Heidelberger Schloß und der Dom zu Speyer gesprengt, die Särge der salischen Kaiser werden herausgerissen und vernichtet, Hunderte rheinische Burgen und Schlösser zerstört, wird jene „romantische“ Ruinenstraße geschaffen, mit welcher der Rhein um die Wende zum 19. Jahrhundert als malerischster Strom ins europäische Bewußtsein dringt. Zehntausende verlieren ihre Heimat, und nun beginnen die Auswandererzüge in alle Teile der Welt, Züge der vertriebenen und um Haus und Hof gebrachten Pfälzer, aber auch der Moselländer und Niederrhein: nach Nordamerika, wo 1684 Germantown als reindeutsche Siedlung entsteht, Pennsylvanien eine pfälzische Großkolonie wird, das Wort „Pfälzer“ gleichbedeutend mit „deutscher Einwanderer“ wird, am Beginne des 18. Jahrhunderts nach dem Guadalquivir, seit den 1720er Jahren nach dem Banat und der Batschka, wo eine zweite pfälzische Großkolonie entsteht, seit 1764 nach der Wolga, dann nach Galizien, dem Kaukasus, der Ukraine, Wolhynien usw. Scharenweise sendet das Rheinland seine heimatlos gewordenen oder im Verfall der Heimat verkümmerten Söhne durch Europa und über See. Nur vereinzelt ist innerdeutsche Umsiedlung, wie sie von Brandenburg betrieben wird: Pfalzburg in Kleve, Siedlungen in Brandenburg und anderswo. 1735, endgültig

1766 wird Lothringen in den französischen Staatsverband eingefügt; das Französisierungsedikt der polnischen Regierung von 1748 treibt zahlreiche Lothringer zur Auswanderung ins Banat; 1792 brausen die französischen Revolutionsarmeen an den Rhein, das linke Rheinufer wird französisch, das rechte auf ohnmächtige Vasallenstaaten verteilt, ungeheure Blutopfer auf den zahllosen Schlachtfeldern Napoleons, die furchtbare Todesernte in Rußland 1812 zehren abermals an der rheinischen Volkskraft — erst 1815 bricht eine neue Zeit an.

Das Bezeichnende dieser rheinischen Entwicklung ist, daß die Rheinlande an den wesenhaften politischen Erscheinungen des 17. und 18. Jahrhunderts nicht teilnehmen: der Absolutismus, die Entfaltung des modernen Beamtenstaates haben dort keine Stätte gefunden. Die rheinischen Herrschaften, mit Ausnahme der Kurpfalz, blieben ständische Staaten mit starker Einwirkung der Landtage, was die preußischen Herrscher in Kleve sehr zu spüren bekommen haben. Auch die alte germanische Bauernfreiheit der Rheinlande ist in diesen Jahrhunderten erhalten geblieben. So blieb der größte Teil des Stammesgebietes dem mittelalterlichen politischen und sozialen Aufbau treu; das kulturelle Gegenstück dazu ist die Fremdheit, die das Rheinland allen Barockströmungen gegenüber fühlen läßt. In Kriegsnot, Handelsrückgang, innerer Zerspaltung blieben die Rheinlande ihrer alten Art treu, hüllten sich nur tiefer in sie hinein.

Der Zwiespalt zwischen Nord und Süd des Stammesgebiets tritt an keiner Stelle im Politischen deutlicher hervor als bei den rheinischen Hegemonialbestrebungen der Wittelsbacher. 1583 erobert Wittelsbach den Kölner Erzstuhl und hält ihn zusammen mit Münster, Lüttich, Hildesheim bis 1761 fest; eine politische Auswirkung ist bei den verrotteten Zuständen des Erzstifts unmöglich. 1609 gewinnt Pfalz-Sulzbach aus der großen rheinischen Erbschaft Jülich und Berg, vereinigt 1685 die Kurpfalz, 1777 noch Bayern damit, aber auch diese scheinbar so machtvolle Zusammenballung bleibt ohne Folge, und zwischen Jülich-Berg und der Kurpfalz ist keine Verbindung zu knüpfen. Wittelsbach ist am Rheine gescheitert. Erst in der Zukunft wirkt es sich aus, daß Brandenburg 1609 am Rheine Fuß faßt, Kleve

und Mark gewinnt, 1702 die Grafschaft Mörs mit Krefeld, 1713 das Geldernsche Oberquartier hinzufügt; vergeblich hat der Große Kurfürst 1651 um Jülich und Berg gerungen. Friedrich der Große vollzog 1740 eine weitreichende Entscheidung: er stand im Begriffe, um die jülich-bergschen Erbensprüche zu kämpfen, die preußische Großmachtstellung auf den ehemaligen rheinischen Hegemonialstaat zu gründen — da wies ihn der Tod Kaiser Karls VI. auf das näherliegende Schlesien hin. Erst 1815 wird das Bündnis zwischen der kolonialen Großmacht des deutschen Nordostens und dem Kernlande des alten Reiches geschlossen und damit der Neuaufbau der Rheinlande eingeleitet.

Die Entwicklung des rheinischen *Humanismus* erweist in besonderem Grade die fortschreitende Entfremdung zwischen Nord und Süd des Stammesgebietes.

Der *nordrheinische Humanismus* erwächst aus den Brüderhäusern und Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben; Niederlande, Niederrhein und Westfalen erscheinen hier noch einmal als geschlossener Kulturraum. Um 1425 beginnt der junge Nikolaus Cusanus in rheinischen Büchereien nach antiken Schriftstellern zu suchen und rettet zwölf Komödien des Plautus. Der Kölner Humanismus des beginnenden 16. Jahrhunderts vereint die Westfalen Ortwin Gratius, Hermann von dem Busche und Johann Potken (der als Orientalist den ersten Druck in äthiopischer Sprache herausgab) mit den Rheinlandern Graf Hermann von Neuenahr, Johannes Cäsarius, Jakob Sobius und Agrippa von Nettesheim. Die Rheinfahrt, die Erasmus von Rotterdam im Jahre 1518 unternahm, hat einen unvergeßlich starken Einfluß im nördlichen Rheinland hinterlassen. Dem erasmianischen Reformkatholizismus zuzuzählen sind Graf Hermann von Neuenahr (1492—1530), Dompropst und Universitätskanzler, der 1519 ebenso wie Sobius zur Frankfurter Kaiserwahl ein Manifest im Sinne des Humanismus und seiner Reformgedanken an Karl V. richtete, dann Johann Gropper aus Soest, der 1530 auf dem Augsburger Reichstag einen Ausgleich mit Melanchthon versuchte, aber der „Kölner Reformation“ Hermanns von Wied 1543 seine Unterstüt-

zung verweigerte. *Johannes Cäsarius* aus dem Jülicher Lande führte 1511 die ersten griechischen Studien an der Kölner Universität ein. *Jakob Sobijs* hat 1520 eine ungemein scharfe Angriffsschrift gegen die päpstlichen Ablasskommissare ausgehen lassen. Die bedeutendste Gestalt dieses Kölner Humanistenkreises ist *Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim* (1487—1535), in dem die Linie der rheinischen Naturdeutung Hildegard von Bingen—Albert der Deutsche—Cusanus noch einmal aufleuchtet. Ein wechselvolles Leben, das ganz Europa durchheilt: Studienjahre des gebürtigen Kölners zu Köln und Paris, wo er sich mit Humanismus und Magie beschäftigt, dann Wanderjahre in Frankreich, Spanien, Italien, England, nach der Rückkehr in die Heimat eine neue Schülerschaft magisch-kabbalistischer Art bei Trithemius in Würzburg, 1508—1512 im venezianischen Kriege Maximilians I., dann Vorlesungen an der Universität Pavia über die Schriften Hermes Trismegistus, ein Aufenthalt in Köln, 1524—1527 französische Kriegsdienste, dann eine jahrelange Tätigkeit als kaiserlicher Archivar und Historiograph bei der niederländischen Regentin Margarethe in Brüssel. Hier veröffentlicht er 1531 seine Schrift „*De vanitate et incertitudine scientiarum*“ („Über die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften“), der entschlossenste Angriff gegen Scholastik und Humanismus zugleich, der Hinweis auf eine tiefere Erkenntnis der Welt aus geheimen Kräften, eine Schau der allbeseelten Natur. Verwicklungen mit der Inquisition, die sich hieraus entspannen, trieben ihn 1533 nach Köln, wo er noch im selben Jahre die auf Trithemius' Anregung entstandene zweite Hauptschrift „*De occulta philosophia sive de magia*“ („Über die geheime Philosophie oder Magie“) veröffentlicht, durch einen scharfen Angriff auf die Universität sich neue Feinde schafft und einem Prozesse nur durch seine Abreise entgeht. Ein Jahr darauf, 1535, ist dieser faustisch ungestete Geist in Grenoble gestorben. Seine Naturschau mit dem Gedanken der Allbelebung, einer „Quintessenz“, die als eine Art Weltgeist die vier Elemente durchdringt, ist in vielen Zügen mit dem Weltbilde des Paracelsus verwandt; die gewaltige Wirklichkeitsnähe, der reformatorische Tatendrang des großen Alemannen fehlt diesem

unausgeglicheneren Geiste, der ein Wanderer in seiner Zeit, kein Märtyrer der Zukunft geworden ist.

Dieser Kölner Humanismus hat in Bürgerkreise hineingewirkt: der Kölner Bürgermeister Johannes von Reidt († 1535) gehört ihm an wie der Kölner Patrizier Hermann Weinsberg (1518—1598), der in seinem „Gedenkbuch“ das ganze 16. Jahrhundert als getreuer, farbenreicher, besinnlicher Chronist in seinen Aufzeichnungen erstehen läßt und damit die Kölner Chronikgeschichtsschreibung in neuem Sinne fortsetzt. Der niederrheinische Späthumanismus wirkt bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts fort, wo die jesuitischen Einflüsse ihn abwürgen: Johann Weyer (1515—1588), der Düsseldorfer jülichische Leibarzt, einer der ersten Bekämpfer der Hexenprozesse, gehört hierher, ferner Sleidanus (Johann Philippi aus Schleiden in der Eifel), der große protestantische Geschichtsschreiber, dann die Niederländer Gerhard Mercator, der als Kosmograph des Herzogs von Jülich-Berg-Kleve-Mark tätig war und 1594 in Duisburg starb, und Georg Braun (1562—1622), der Kölner Professor, dessen sechsbändiges Riesenwerk „Civitates orbis terrarum“ („Die Städte des Erdkreises“) mit den Zeichnungen und Stichen der Niederländer Joris Hoefnagel und Franz Hogenberg ein spätes Zeugnis niederländisch-niederrheinischer Zusammenarbeit ist. Braun hat seine humanistischen Anfänge später verleugnet, ist ein fanatischer Katholik geworden, der die Einwanderung der niederländischen Protestanten in Köln scharf bekämpfte — hier zeigt sich die scharfe Wende zum 17. Jahrhundert hin.

Der südrheinische Humanismus sammelt sich in Heidelberg, dann in Mainz, Worms, Frankfurt. In Heidelberg hat die bereits im vorigen Kapitel erwähnte Regierung Friedrichs des Siegreichen (1449—1475) entscheidende Antriebe gegeben. In den Jahren 1456—1460 hat der pfälzische Wanderhumanist Peter Luder aus Kislau humanistische Vorlesungen in Heidelberg gehalten; die Büchersammlung des Kurfürsten vereinigte wertvolle Werke des italienischen Humanismus mit lateinischen und griechischen Klassikern. Sein Nachfolger Philipp der Aufrichtige (1476—1508) hat diese Entwicklung ihrer Höhe ent-

gegengeführt. Im Jahre 1481 berief er *Johann von Dalberg* (1445 bis 1503), den Sproß des altberühmten Adelsgeschlechts, als Bischof von Worms und pfälzischen Kanzler. Der in Italien gebildete Dalberg schloß einen ganzen Kreis humanistischer Geister um sich zusammen, freie Gelehrte und Mitglieder der Universität; den niederländischen Philologen und Historiker Rudolf Agricola, den er in Ferrara kennengelernt hatte, den pfälzischen Philologen *Johannes Vigilius (Wacker)* aus Sinsheim, die Theologen Jodocus und Pallas Spangel (der spätere Lehrer Melanchthons), den Spenheimer Abt Trithemius, dann Celtes und Reuchlin. Konrad Celtes (1459—1508) war 1477 in Köln immatrikuliert worden und hatte es herb gerügt, daß die dem klassischen Thomismus verhaftete Universität sich allen humanistischen Studien gegenüber ablehnend verhielt; er war 1484 nach Heidelberg gegangen und fand im Dalbergschen Kreise die Erfüllung seiner Wünsche. Um 1495 gründete er dort, aus Krakau und Prag zurückgekehrt, die Sodalitas litteraria Rhenana (Rheinische Literarische Gesellschaft), die alle Glieder des Dalbergkreises zusammenfaßte. Hier wurde 1497 Reuchlins „Henno“, die erste humanistische Komödie, aufgeführt; hier wurde nach Zeugnissen deutscher Vergangenheit gefahndet, entdeckte Celtes die Werke der Hrothswith von Gandersheim — im selben Sinne, in dem der Kölner Humanismus die römischen Bodenfunde des rheinischen Landes hob. 1497 legte Dalberg sein Kanzleramt nieder und zog nach seiner Bischofsresidenz Ladenburg, der Kreis zerflatterte, löste sich bei Dalbergs Tode 1503 auf; der nachfolgende bayrisch-pfälzische Erbfolgekrieg hat der Kurpfalz furchtbare Wunden geschlagen und die Universität Heidelberg schwer getroffen. Aber 1509 bezog *Philipp Melanchthon*, mit seinem deutschen Namen Schwarzerd, aus Bretten am südlichsten Rande des Stammesgebiets, die Heidelberger Hochschule, Butzer, Sturm, Brenz, Pellikan und andere, die später zu Bannerträgern der Reformation werden sollten, folgten ihm. Als nach 1508 die Studentenzahlen bedrohlich sanken, griff Kurfürst Ludwig V. 1521 bis 1522 mit einer einschneidenden Reform durch, berief Lehrer der alten Sprachen, darunter den Westfalen Hermann von dem Busche —

Heidelberg versuchte mit der Zeit zu gehen, wo seine nordrheinische Schwester sich allen neuen Regungen bewußt verschloß.

Diese Gesinnung kehrt bei dem geistig umfassendsten und in der Tiefe seines Wollens bedeutendsten Mitgliede dieses Kreises wieder, *Johannes Trithemius*. Mit seinem eigentlichen Namen Heidenberg, wurde er 1462 zu Trittenheim bei Trier (daher Trithemius) geboren, aus reicher Familie; er verlebte eine schwere und bedrückte Kindheit unter einem feindlichen Stiefvater, flüchtete 1479 nach Trier, die dort begonnenen humanistischen Studien vollendete er auf der Heidelberger Hochschule. Mitten im Studium erlag er einer jener plötzlichen Wandlungen, wie sie an dieser Wende der Zeiten häufig sind, und trat 1484 als Novice ins Benediktinerkloster Sponheim bei Kreuznach. Ein unwahrscheinlich steiler Aufstieg: bereits 14 Monate nach dem Profeß, 1485, ist der 23jährige Abt eines berühmten Klosters, in heiligem Eifer sucht er es zu reformieren, stößt aber auf den erbitterten Widerstand seiner Mönche, der ihn nach über zwei Jahrzehnten, 1506, zur freiwilligen Entsagung zwingt. Er wird sogleich Abt des Schottenklosters zu Würzburg, wo er 1516 stirbt. Sein umfassendes Bemühen wird am sichtbarsten in den großen Geschichtswerken, den bis 1514 fortgeführten „*Annales Hirsaugienses*“, Jahrbüchern des schwäbischen Klosters Hirsau, die zu einer allgemeinen Reichs- und Kirchengeschichte erweitert sind, in dem „*Catalogus illustrium virorum Germaniae*“ (gedruckt 1491), der in Wahrheit den ersten Versuch einer deutschen Geistesgeschichte darstellt, der wertvollen Sammlung „*De scriptoribus ecclesiasticis*“ (Geistliches Schrifttum, gedruckt Basel 1494); sein fränkisches Bewußtsein lebt in den „*Annales de origine Francorum*“ („Fränkische Frühgeschichte“), die allerdings auch das Phantastische dieser Geschichtsschreibung, hier die Berufung auf eine angebliche „Chronik des Hunibald“ gefährlich erkennen lassen. Die „*Steganographia*“ von 1500, die 1509 auf den Index kam, und die „*Polygraphia*“ (Straßburg 1518) sind Anleitungen zu Geheimschriften und berühren jenes Gebiet mystisch-kabbalistischer Philosophie, auf dem Trithemius der Lehrer des Agrippa von Nettesheim geworden ist.

Hermann von dem Busche hatte sich an der Kölner Hochschule nicht halten können, obschon er 1508 bei einem Maifest vor versammelter Universität sein Loblied auf die Stadt Köln „Flora“ gesungen hatte — als Gesangsstück im Jonicus, wie uns Glarean ausdrücklich bezeugt, der 1554 eine Neuauflage der „Flora“ veranstaltete. Glareanus (Heinrich Loris), der große Schweizer Musiktheoretiker, der spätere Verfasser des „Dodekachordons“ von 1547, war 1507 in Köln immatrikuliert worden, Schüler *Adam Folkmar* aus Boppard, der seit 1487 seine Musikvorlesungen hielt; von 1510 bis 1514 wirkte Glarean als Dozent an der Kölner Hochschule, 1512 sang er beim Kölner Reichstag vor Kaiser Maximilian I. ein Carmen panegyricum auf den Herrscher in dorischer Tonart, das noch im gleichen Jahre zu Köln im Druck erschien. Ein älterer Schüler Adam Folkmars war der Lothringer *Nicolaus Wollick* (Wollicius, Bollicius), der 1501 sein Lehrbuch der Musik „Opus aureum“ erscheinen ließ. Diese Musikipflege, der öffentliche Gesangsvortrag von Oden, Carmina, Sequenzen durch Professoren ist eines der wichtigsten Kennzeichen des Humanismus, das in besonderem Maße in Köln begegnet. Auch das humanistische Drama war im Sinne der alten Einheit von Wort und Musik und Bewegung mit Melodien versehen, so *Reuchlin* „Henno“, der 1515, 1519, 1528 zu Köln mit einstimmigen, 1534 und 1537 mit dreistimmigen Melodien erschien. Glarean hat sich noch 1554 begeistert über Köln und seine alten Lehrer ausgesprochen. Dies alles und der reiche Raum des Kölner Humanismus bezeugt, daß der Norden sich keineswegs abseits stellte. Aber die Universität als solche blieb in ihren führenden Häuptern konservativ, sie hielt streng am aristotelischen Thomismus und der scholastischen Theologie fest, in den religiösen und philosophischen Hauptpunkten kannte sie keinen Kompromiß — diese unbeirrte Folgerichtigkeit hat die Kölner Hochschule in der *Reuchlinfehde* der Jahre 1509 bis 1520 um alle geistige Wirkung gebracht, sie im Kern vernichtet.

Diese berühmte Fehde ist ein wahres Satyrspiel in der Unsinnigkeit des Anlasses und eigentlichen Streitpunktes, in der Verschiebung der Fronten und im Ablaufe der Ereignisse. Im Jahre 1503 wurde zu

Köln ein jüdischer Rabbi Joseph getauft und mit seinem neuen Namen Johannes Pfefferkorn zum Spitalsmeister ernannt. 1507 begann dieser Pfefferkorn in jüdischer Geschäftigkeit mit der Veröffentlichung einer Reihe von Schriften, in denen er die religiösen Gebräuche seiner Rassegenossen, ihren Christenhaß, die Gefährlichkeit ihrer talmudischen Sittenlehre schilderte: 1507 „Der Judenspiegel“, 1508 „Der Jude Beicht“ und „Wie die blinden Juden ihr Ostern halten“, 1509 „Der Judenfeind“; Ortwin Gratius hat die beiden letzteren ins Lateinische übertragen. 1509 reiste Pfefferkorn nach Padua ins Hoflager Maximilians I. und erwirkte einen kaiserlichen Befehl auf Auslieferung aller christentumsfeindlichen jüdischen Bücher durch die Juden. Auf der Rückreise besuchte Pfefferkorn in Stuttgart Reuchlin und erbat zu seinem Unternehmen die Hilfe dieses besten deutschen Kenners der hebräischen Literatur; Reuchlin lehnte ab. Der Erzbischof Uriel von Mainz, der vom Kaiser mit der Überwachung des Pfefferkornschen Planes betraut worden war, forderte Gutachten der Universitäten Köln, Mainz, Heidelberg, Erfurt; alle Gutachten sprachen sich 1510 für die Sammlung und Verbrennung der jüdischen Bücher aus. Darauf begann Pfefferkorn 1511 seinen Angriff gegen Reuchlin in seinem höhnisch-beleidigenden „Handspiegel“, Reuchlin erhob Beschwerde beim Kaiser; als deren Erledigung auf sich warten ließ, veröffentlichte er seine wissenschaftliche Stellungnahme und Erwiderung in seinem „Augenspiegel“ von 1511. Es ist die Stellungnahme des Wissenschaftlers einer neuen Zeit, dem die Gründe eines religiösen Fanatismus nichts mehr gelten, dem das hebräische Schrifttum als sachliches Zeugnis von Wert ist, so daß er sich seiner Vernichtung widersetzt. Damit sind die Fronten abgesteckt: hier der wissenschaftlich-aufklärerische Standpunkt des großen Pforzheimer Humanisten und des Humanismus überhaupt, dort der Standpunkt der theologischen Scholastik, hier Literatur, Wissenschaft, Vernunft, das Geistige überhaupt, dort Theologie und dogmatischer Fanatismus — eine nationale und rassenmäßige Betrachtung bleibt in diesem Streite um Judenbücher völlig außer Betracht. Reuchlins „Augenspiegel“ ruft die Kölner Hochschule auf den

Kampfplatz, der Professor der Theologie Jakob Hoogstraten, Dominikaner und Ketzerichter niederländischer Abstammung, erhebt beim Papste Anklage gegen den „Augenspiegel“, der Papst überträgt das Verfahren an den Bischof von Speyer, der 1513 eine für Reuchlin günstige Entscheidung fällt; auch eine Appellation Hoogstratens beim Papste bleibt vergeblich. Aber die zäh ineinander verbissenen Gegner ruhen nicht: 1514 veröffentlicht Ortwin Gratius seine „Praenotamenta Ortwini Gratii“ gegen Reuchlin, Pfefferkorn seine „Sturm-glock“, 1515 folgt der vernichtende Gegenschlag des Humanismus, der erste Teil der „*Epistolae obscurorum virorum*“, dem 1517 der zweite folgt. Pfefferkorn, Hoogstraten, Gratius werden hier mit den schimpflichsten Verleumdungen in einer vernichtenden Lächerlichkeit zugedeckt; ihre angeblichen Briefe in verdorbenem Latein enthüllen einen Abgrund von Beschränktheit, Engherzigkeit, Gier und erotischer Lüsternheit — diese glänzendste Satire des deutschen Schrifttums ist der entscheidende Angriff des humanistischen Geistes und Witzes gegen die überholte Systematik der mittelalterlichen scholastischen Theologie. Was getroffen wird, ist ein Zerrbild, dem keine Wirklichkeit entspricht; der Eindruck in der Öffentlichkeit aber ist ein bleibender und zerstört den Nimbus des Gegners. Es ist ein vernichtender Schlag vor allem gegen die Kölner Hochschule, die von nun an als Hochburg theologischen Fanatismus und dogmatischer Beschränktheit, zeitfremder Absonderung und verständnisloser Reaktion erscheint. Crotus Rubeanus, der Erfurter Humanist, und der in den Jahren 1514—1517 am Hofe des Erzbischofs Albrecht von Brandenburg zu Mainz weilende Hutten hatten den Schlag geführt, der der Kölner Universität den Todesstoß versetzt hat. Dabei standen alle Kölner Humanisten, mit einziger Ausnahme des Ortwin Gratius, treu zu Reuchlin: Hermann von dem Busche, Hermann von Neuenahr, Sobius und Cäsarius; auch der Orientalist und Äthiopologe Johannes Potken, der Kölner Dompropst, hat sich für die Erhaltung der jüdischen Bücher ausgesprochen. Die Fehde war auch hier noch nicht zu Ende: schon war Hoogstraten auf päpstlichen Befehl aller seiner Ämter entkleidet und aus Köln verbannt worden, schon hatte Hutten

seinen „Triumphus doctoris Reuchlini“ ausgehen lassen, da veränderte der Gang der lutherischen Reformation die Haltung des Papstes, 1520 wurde Reuchlins „Augenspiegel“ von ihm verurteilt, Hoogstraten in alle Würden zurückversetzt. Die Fronten wurden damit nur noch schärfer ausgeprägt, das Urteil der Öffentlichkeit über Köln endgültig bestimmt.

Am 12. November 1520, während Kaiser Karl V. in Köln weilte, wurden auf dem Domhofe vor Rat und Universität und Klerus die Schriften Luthers öffentlich verbrannt; Antwort hierauf war die Wittenberger Verbrennung der Bannbulle am 10. Dezember 1520. Seit 1520 gehen die Kölner Studentenzahlen dauernd zurück. Die vom Kölner Stadtrat als Träger der Hochschule immer wieder eingeleiteten Reformversuche scheitern einer wie der andere: 1525 bis 1526, 1528—1529, 1538, 1542. Nachdem das folgenschwere Jahr 1543 der Hochschule weiteren verhängnisvollen Eintrag gebracht hatte, führt der Rat seit 1546 energisch eine Reform durch: er richtet 1547 eine griechische, 1552 eine hebräische Professur ein, beruft 1550 die Humanisten Justus Volsius (aus dem Haag) und Jakob Leichius (aus Kochem), Leichius gründet das Gymnasium tricornatum als neue wichtige Bildungsstätte — aber beide bekunden protestantische Sympathien, werden 1554 abgesetzt und aus der Stadt verwiesen, das Gymnasium tricornatum wird 1556 den Jesuiten übergeben, der Jesuit Rheidt, Sohn des humanistischen Bürgermeisters Rheidt, erhält die Leitung, er wird 1574 mit zwei andern Patern von einem wahnsinnigen Jesuitenpater erdolcht. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebt die Hochschule nur noch von der wachsenden Zahl jesuitischer Studenten, im 17. Jahrhundert gelingt es den Jesuiten dann, den Widerstand der Hochschule gegen ihre Lehrtätigkeit zu überwinden und eine beträchtliche Zahl der Lehrstühle zuerringen. Die medizinische Fakultät ist 1597 bis auf einen Lehrer herabgesunken, entbehrt bis 1715 jeder regelmäßigen Anatomie, bekämpft mit wütendem Hasse den Paracelsus; als Heinrich Weyer, der Sohn des uns bekannten Johann Weyer, in seinen medizinischen Vorlesungen von Hippokrates und Galen abzuweichen wagt, wird ihm

11 Linden

die Vorlesungserlaubnis entzogen. Im 17. Jahrhundert ist die Universität, die im 15. Jahrhundert die universale Bildungsstätte des großfränkischen Raumes gewesen war, zur jesuitischen Ortshochschule herabgestiegen und jeder geistigen Bedeutung verlustig gegangen. Die Reuchlinfehde und der Jude Pfefferkorn sind für sie ein Schicksal geworden.

In den Jahren 1508 und 1509 werden die Seitenschiffe des Kölner Domes eingewölbt und damit ein notdürftiger Abschluß des unvollendeten Riesenwerkes geschaffen; 1550 werden die Arbeiten eingestellt, und der mächtige Kran auf der Domruine bleibt nun für fast 300 Jahre, bis 1842, das Wahrzeichen der Stadt. Vergeblich hat der Kölner Jesuit Hermann Crombach in seinen „*Primitiae gentium seu Historia SS. Trium Regum*“ („Die Erstlinge der Heiden oder Geschichte der heiligen drei Könige“) 1654 zur Vollendung des Domes aufgerufen. Auch Frankfurt hat 1491 den Bau des Pfarrturmes einstellen müssen, durch die Erschöpfung seiner Wirtschaftskraft gezwungen. Aber Frankfurt behauptete sich noch als Binnenhandelsplatz und durch seine Messen, während der große Ausfuhr- und Umschlagsplatz Köln sowohl durch den Wandel der Weltverkehrsstraßen wie durch die Absonderung der Niederlande wie durch seine mangelnde Fähigkeit, sich auf die neue kapitalistische Wirtschaftsweise umzustellen, allmählich jede Bedeutung verlor; während Frankfurt mit seiner protestantischen Regsamkeit im 18. Jahrhundert einer neuen Blüte entgegenging, ist das klerikale Köln im selben Jahrhundert zur Stadt der Bettler geworden. Aber auch Frankfurt hat seine spätere Blüte mit starker Überfremdung erkaufen müssen: Überfremdung durch die flämischen und wallonischen Gewerbsleute aus Antwerpen, Überfremdung ganz besonders durch die Juden, die im Jahre 1603 einen jüdischen Kongreß nach Frankfurt, der „Hauptstadt in Israel“, einberiefen und sich im 18. Jahrhundert auf 3000 Köpfe vermehrten. Politische, wirtschaftliche, kulturelle Verfallserscheinungen gehen Hand in Hand; wirtschaftlicher und kultureller Konservatismus liegen auf der gleichen Linie der Absonderung und inneren Schwäche.

Zahlreiche Gymnasien werden gegründet, von denen ein Teil freilich den Jesuiten anheimfällt. Das 1545 begründete Düsseldorfer Gymnasium ist eher eine Akademie zu nennen, da es auch medizinische Lehrgänge einschließt; das gehört in den Kreis der jülich-bergischen Universitätspläne, die sich dann auf Duisburg richten. 1564 wird vom Papst, 1566 vom Kaiser das Statut der Universität Duisburg genehmigt, aber nicht ausgeführt. Mit dem jülich-berg-kleve-märkischen Einheitsstaat sinkt auch sein Hochschulplan dahin. Als der Große Kurfürst 1655 die klevische Universität Duisburg errichtet, da ist es eine kalvinistische Hochschule geworden; es klingt wie eine Satire, daß gleichwohl das alte kaiserliche, für eine katholische Universität gegebene Statut zugrundegelegt wird. Der erste Rektor, der aus Solingen gebürtige Cartesianer *Johann Clauberg*, suchte der Duisburger kalvinistischen Hochschule eine moderne philosophische Haltung zu geben, in betontem Gegensatz zu den jesuitisch-reaktionär bestimmten Hochschulen Köln und Düsseldorf — diese moderne Haltung ist nicht aufrechterhalten worden, und so treten in den anderthalb Jahrhunderten ihres Bestandes, von 1655 bis 1818, nur drei bekanntere Namen hervor: der Philologe Jakob Tellius, der Entdecker des Gregor von Nazianz, der Physiker Peter von Muschenbroock — beides Niederländer — und Friedrich Viktor Lebrecht Plessing, der als wertherisch angekränkelter Jüngling mit Goethe in Verbindung trat und am 3. Dezember 1777 den Besuch des Harzreisenden empfing („Harzreise im Winter“). Geldmangel, das Fehlen moderner Institute, Kliniken, Bibliotheken drückte den Hochschulbetrieb, die Studentenzahl hielt sich auf etwa 100, sank erst seit den 1770er Jahren unaufhaltsam, bis die Universität 1818 mit 13 Besuchern geschlossen wurde. Es blieb eine kleine Ortshochschule für die Calvinisten des Westens, keine Stätte des Geisteskampfes, keine Mitbewerberin selbst des so heruntergekommenen Köln, ein Sinnbild des geistigen Niedergangs der Rheinlande auch von der protestantischen Seite her.

Frankfurt richtete 1520 sein Gymnasium ein, unter dem Rektor Nesen, der auch Erwachsenenlehrgänge veranstaltete, im Sinne jener

humanistischen Kultur, die auch in der Mainstadt in die bürgerlichen Kreise drang. Hamman von Holzhausen, Philipp Fürstenberger werden uns als humanistisch gebildete Patrizier im 16. Jahrhundert genannt. Die Mainzer Universität, 1478 gegründet, versammelte bald einen humanistischen Kreis, der mit dem Heidelberger Dalbergkreis und der Sodalitas litteraria Rhenana in engen Beziehungen stand: der Westfale Dietrich Grosemund, der Lausitzer Johannes Rhagius Ästicampianus, der schwäbische Liviusübersetzer (1503—1505) Bernhard Schöffelin sind die bedeutendsten Namen. Die Mainzer Druckerüberlieferung — 1465 war Ciceros *De officiis* hier als erster Klassiker im Druck erschienen — vereinte sich mit den humanistischen Strebungen des Mainzer Erzbischofs Albrecht von Brandenburg, der Hutten 1517 an seinen Hof berief. Dieser Glanz von Mainz verblaßte schnell; vom Tode Albrechts von Brandenburg bis zur Reform von 1784 hat die Mainzer Hochschule keine Rolle im deutschen Geistesleben gespielt.

Anders Heidelberg, das sich unter der schützenden Fürsorge der wissenschaftsbegeisterten und bücherliebenden pfälzischen Kurfürsten zur führenden westdeutschen Universität entwickelte. Ott Heinrich hat in seiner so kurzen Regierung von 1556 bis 1559 die umfassendsten Dinge zur Vollendung gebracht: er führte die tatsächlich im größten Teile des Landes schon bestehende Reformation durch, bildete die Universität in der Reform von 1557—1558 bewußt und klar zur modernen humanistischen Hochschule um, bereicherte die herrliche Bibliothek abermals um die wertvollsten Schätze und gab dem Heidelberger seinen glanzvollsten, noch in der Zerstörung wundervoll wirkenden Teil, den Ottheinrichsbau. Damals wirkte in Heidelberg der zu Niederzell bei Schlüchtern geborene *Petrus Lotichius Secundus* (Peter Lottich, 1528—1560) als Professor der Medizin, nach Konrad Celtes der zweite große Lateindichter des 16. Jahrhunderts in Deutschland. Kurfürst Friedrich III. führte 1563—1566 an Stelle des Luthertums den Calvinismus ein, überlieferte die theologische Fakultät den fanatischsten Calvinisten: Kaspar Olevian (der 1559 vergeblich für die Protestantisierung Triers gekämpft

hatte), Ursinus u. a.; die großen Wissenschaftler der Universität wie die Philologen Wilhelm Xylander und Simon Grynäus, der Mediziner Thomas Erast hatten unter theologischen Angriffen schwer zu leiden und die damals auftauchenden Antitrinitarier, welche sich gegen die Dreieinigkeit zugunsten des Einen Gottes erklärten, wurden den Ketzerrichtern preisgegeben, worüber noch Lessing in den Wolfenbüttler Beiträgen herbe Anklage erhoben hat: Sylvan 1572 in Heidelberg hingerichtet, Neuser in die Türkei vertrieben. 1577 erfolgte eine lutherische Reaktion durch Ludwig III., worauf sein Bruder Johann Casimir, der in den Hugenottenkriegen und im Kölner Kriege Gebhards mitkämpfte, in seinem Besitzanteil zu Neustadt an der Hardt das „Casimirianum“ als neue kalvinistische Hochschule 1578 gründete. Als Johann Casimir zur Regierung kam, führte er die Pfalz 1584—1585 zum Calvinismus zurück und baute die Universität zur führenden kalvinistischen Bildungsstätte aus. Es kommen Jahrzehnte des Glanzes für Heidelberg, das in Wahrheit einen Teil der einstigen Stellung Kölns erobert: der ganze kalvinistische deutsche Westen, dazu Frankreich, die Schweiz, die Niederlande schicken ihre Studenten nach dem Neckar; 1585 werden 314 Hörer neu immatrikuliert — Heidelberg ist der kalvinistische Gegenspieler des immer mehr den Jesuiten verfallenden Köln geworden. Auch Johann Casimir, Friedrich IV. — der 1608 dem Orientalisten Jakob Christmann eine Professur für Arabisch gründet! —, Friedrich V. vermehren die Bücherschätze, so daß die Heidelberger Bibliothek mit ihrer Fülle römischer und griechischer Klassiker, deutscher mittelalterlicher Handschriften, von Frühdrucken aus allen Gebieten zur reichsten Bücherei Europas wird. Die Pfalz hebt sich auch wirtschaftlich durch die Einwanderung zahlreicher gewerbetreibender niederländischer Calvinisten: 1562 wird Frankenthal gegründet, 1606 Mannheim als neue Stadt eingerichtet und umgeschaffen, beide mit niederländischen und wallonischen Einwanderern. Die Kurpfalz wird in der Union von 1608 der führende protestantische Staat; in den Jahren, da der Niederrhein durch den Kölner Krieg und seine Nachwehen verwüstet wird, der jülich-berg-kleve-märkische Staat unter seinem geistes-

kranken Herrscher verfällt, steigt die Pfalz zur europäischen Bedeutung, führt Friedrich V. 1613 in prunkvollsten Festen die englische Königstochter heim, läßt er sich 1619 die böhmische Krone aufs Haupt drücken, denkt er bereits an die Herrschaft über das deutsche Reich.

Die Katastrophe des Jahres 1620 hat diese Träume zerschmettert. 1622 ist die ganze Kurpfalz in spanisch-habsburgisch-ligistischen Händen, 1623 wird Kurwürde und Oberpfalz an Bayern übertragen; damit ist die rheinische Mehrheit im Kurfürstenkollegium beseitigt. Die Universität verödet seit 1620, bis sie 1626 nur noch eine Immatrikulation zu verzeichnen hat. Kurfürst Maximilian von Bayern übergibt dem Papste als Ersatz für seine Kriegsbeiträge die Heidelberger Bibliothek, die auf 50 Frachtwagen 1623 in den Vatikan überführt wird, ein Wunderschatz der Bildung, der nun der öffentlichen Benutzung entzogen wird; Napoleon raubt sie später von Rom nach Paris, und von dort kehrt 1815 wenigstens ein Teil der Handschriften in seine Heimat zurück. Erst 1649 kommt der Kurfürst Karl Ludwig zurück, beginnt den Neuaufbau seines Landes, eröffnet die Universität 1652 mit sieben Professoren neu, sammelt für eine neue Bibliothek. Die größten Anstrengungen werden unternommen, der Hochschule ihre führende Rolle wiederzugeben. Von 1661 bis 1668 wirkt auf einer für ihn neugeschaffenen Professur des Naturrechts der hervorragendste Vertreter eines rein weltlich gerichteten Staatsrechts, der Obersachse Samuel Pufendorf; hier in Heidelberg vollendet er 1664 sein berühmtes Werk „De statu Imperii Germanici“, die schneidende Kritik des unförmlich gewordenen Reichsbaus, der Selbstsucht der Fürsten wie des habsburgischen Hauses, mit dem Hinweis auf die absolutistische Monarchie und ihre geschlossene Macht als einzig mögliche Rettung; 1667 ist das revolutionäre Buch in Holland unter dem Pseudonym Severinus de Monzambano erschienen, da der Pfälzer Kurfürst die Veröffentlichung nicht zu unterstützen wagte. Zu gleicher Zeit wirkte am Hofe des Mainzer Erzbischofs Johann Philipp von Schönborn, der 1658 den ersten Rheinbund gegründet hatte, der Obersachse Leibniz mit seinen Denkschriften zur europäischen

Politik, die ganz auf den alten Reichsgedanken gerichtet waren: ein Geisteskampf zwischen Heidelberg und Mainz auf rheinfränkischem Boden, aber von den Vertretern einer mitteldeutschen Landschaft ausgefochten! Eine neue rein weltliche Kultur ist am pfälzischen Fürstenhofe im Werden; 1679 weiht Karl Ludwig die Konkordienkirche zu Mannheim ein, wo nacheinander ein lutherischer, ein kalvinischer, ein katholischer Geistlicher predigen, eine Einheitskirche der drei „Bekenntnisse“. Da bricht der Franzosensturm übers Land, die Universität muß 1693 aus dem verbrannten Heidelberg fliehen, sammelt sich 1698 in Weinheim mit fünf Lehrern, wird seit 1705 mühsam wiederaufgebaut, aber nun herrscht seit 1685 die neuburgische katholische Linie von Jülich-Berg, Jesuiten haben das Heft in der Hand, dringen in die Hochschule als Professoren ein, Glaubensbedrückung regiert das Land; Heidelberg versinkt wie Köln unter dem lähmenden Hauche des Jesuitismus.

So ist das rheinische Geistesleben vom 16. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts trotz der wiederholten regen Aufschwünge des rheinfränkischen Südens von stetem Niedergange bedroht. Nirgends eine führende Stellung einheimischer Kräfte, immer wieder schwerste Schädigung durch den Zwiespalt im Stammesgebiet, die Einmischung Habsburgs, Spaniens, Frankreichs zerschlägt jeden sich anbahnenden Aufstieg. Die von etwa 1550 an bestehende Scheidelinie zwischen „protestantischer“ und „katholischer“ Bildung läuft nun mitten durch das rheinische Stammesgebiet; sie prägt sich weniger aus als die mitteldeutsch-bayrisch-ostmärkische Scheidelinie dieser Jahrhunderte, da das enge Nebeneinander kalvinistischer und katholischer Gebietsteile ständige Berührungen schafft, aber sie ist vorhanden, die Einheit des Raumes ist gesprengt, Zwiespalt und Absonderung herrschen bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Dichtung weist die gleichen Kennzeichen auf. Gerade die wichtigsten, fesselndsten Teile allerdings verschwinden nun in ein kaum lösliches Dunkel, die Volksdichtung ist nur hier und da in einzelnen Zeugnissen und Belegen zu erfassen. Von der Blüte des rheinischen *Volksliedes* kündigt um 1550 das Liederbuch der am

Jülicher Hofe lebenden *Katharina von Hatzfeld*. Geschichtliche Lieder entstehen nach wie vor, so 1552 ein Lied auf die Belagerung der Stadt Frankfurt. In tiefem Dunkel liegt für uns die Entwicklung des rheinischen *Volksdramas*, der *Fastnachtsspiele*. Das bereits im vorigen Kapitel erwähnte vereinzelte Zeugnis des *Maispiels der Kölner Pferdeknechte*, das 1614 vom Kölner Stadtrat verboten wird, ist nur ein heller Blitz in der Nacht von Jahrhunderten. Wir erfahren, daß die orthodox-theologisch beeinflusste pfälzische Polizeiordnung von 1578 die Fastnachten, Mummereien, „Lustbarkeiten um Johanni“, also das ganze alte Brauchtum verbietet — ein Teil des Vernichtungskampfes, den Orthodoxie und Rationalismus seit 1550 gegen alles Volksmäßige führen! —, aber wir wissen nicht, in welcher Form sich diese Volksspiele vollzogen. Wir wissen nichts vom *Kölner Volkstheater* des 17. und 18. Jahrhunderts, seinen Verbindungen zum Barocktheater; erst 1802, mit der Begründung des Winterschen Händeschentheaters, tritt die Kölner Volksposse ins Licht der Öffentlichkeit, aber in einer Gestalt, die auf ein langes Vorleben im Dunkel des Unliterarischen zurückweist. Auch der Anteil der Rheinlande an der Gestaltung der *Volksbücher* läßt sich nur ahnen, nicht genau umgrenzen. Den fränkischen Rheinlanden zugehörig ist das 1587 bei dem Frankfurter Buchdrucker Johann Spieß erschienene *Faustbuch* „Historia von Dr. Johann Fausten dem weitbeschreyten Zauberer und Schwarzkünstler“, die legendenhafte Verklärung jenes rätselhaften Georg Faust, der um 1480—1490 zu Knittlingen bei Bretten, also am äußersten Südrande fränkischen Gebietes geboren sein soll, Schüler des Paracelsus, wenn wir Konrad Geßners Angabe glauben dürfen, Wahrsager und Wunderdoktor, Zauberer und Sterndeuter, von dessen Wanderfahrten aus Gelnhausen und Kreuznach, Heidelberg und Erfurt, Wittenberg und Ingolstadt teils geschichtlich, teils sagenhaft verbrämte Berichte vorliegen. Schon zu Lebzeiten bildete sich eine Legende um diesen seltsamen Umhertreibling, der von sich selbst ein Bündnis mit dem Teufel behauptete, und als er um 1540 zu Staufen im Breisgau unter ungewöhnlichen Umständen starb, da wurde es als gewiß betrachtet, daß ihn der Teufel geholt habe.

Schwänke und Erzählungen gingen erst mündlich um, wurden dann niedergeschrieben; das Faustbuch von 1587, dessen Handschrift der Drucker Spieß aus Speyer erhalten haben will, ist erst eine spätere Zusammenfassung des in einem halben Jahrhundert ineinandergeronnenen Erzählgutes.

Es ist keine ideale Gestalt, die uns das Faustbuch malt: das Teufelsbündnis dient ihm allein dazu, sich sinnlichen Genüssen hinzugeben, abenteuerliche Fahrten zu unternehmen, der schönen Helena teilhaftig zu werden. Zuweilen aber dringt durch diese niedere Auffassung ein höherer Klang von Übermenschentum und allbegehrendem Triebe. Faust, heißt es einmal, „nahm an sich Adlers Flügeln, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen“. Ein großer Teil der Leser hat diese Auffassung in das Werk hineingelesen, andere lassen nur das Zauberische heraus; der Bucherfolg war gewaltig, 14 Auflagen folgten sich in kurzer Zeit, Übersetzungen ins Französische, Niederländische, Englische (schon 1587), bereits 1589 brachte Marlowes erschütternde Tragödie „Doctor Faustus“ den Stoff auf die große Bühne, Volksschauspiel und Puppenspiel führten jahrhundertlang den zugkräftigen Stoff dem Volke dar, als Puppenspiel hat ihn Goethe in Frankfurt gesehen und auf seinen eigenen Puppentheatern nachgespielt. In den Bearbeitungen Georg Rudolf Wifmanns 1599, Nikolaus Pfizers 1674, des „Christlich Meynenden“ 1726 ist das Faustbuch immer wieder dem Zeitgeschmack angepaßt worden, hat er sein Leben bis in unsere Gegenwart geführt. Diesmal behält das Rheinland seinen großen Stoff, der den Wissensdrang und Übermenschentrieb des frühen 16. Jahrhunderts mythisiert und zu unvergänglicher Bedeutung erhebt: vom Rheinfranken Georg Faust über das Speyer-Frankfurter Faustbuch geht die Linie zu dem Pfälzer Maler Müller und den Frankfurtern Goethe und Klinger.

Frankfurt hat eine besondere Rolle in der Volksbuchliteratur gespielt. Hier druckte seit 1568 *Siegmund Feyerabend* Volksbücher, dazu das ältere deutsche Schrifttum des Mittelalters, das er in seinem „Buch der Liebe“ erneuerte; bis ins 18. Jahrhundert hinein ist Frankfurt eine Stadt der Volksbuchdrucke geblieben, wie sie Goethe auf

den Bänken des Römerplatzes ausgelegt sah, kaufte und verschlang. Der volksmäßige Zug des rheinischen Schrifttums erweist sich hier unzerstörbar durch jene Zeiten hindurch, in denen das Gelehrte und Theologische das Volkstümliche überall zu ertönen suchten und in vielen Gauen wirklich ertöteten.

Auf der Scheide volksmäßiger und gelehrter Dichtung steht der Wormser Schulmeister *Kaspar Scheit* († 1565), der in naher Verbindung mit dem Heidelberger Literaturkreise der pfälzischen Kurfürsten französischen und humanistisch-lateinischen Einflüssen gleichermaßen geöffnet war und doch aus seiner heimatlichen Verwurzelung am Oberrhein den Zugang zum volksmäßigen Gute besaß. Seine „Lobrede von wegen des Meyen“ 1551 zielt auf einen geselligen Wettkreis des kurfürstlichen Literaturkreises, ob der Frühling oder der Herbst höher zu preisen sei. „Die fröhlich Heimfahrt“ von 1552 ist ein Klagegedicht auf den Tod einer Edelfrau, zugleich ein Loblied auf die Ehe; volksmäßige und kunstmäßige Bestandteile durchdringen sich. 1551 erscheint der deutsche „Grobianus“, eine erweiterte Übertragung von des Obersachsen Friedrich Dedekind lateinischem Werke von 1549, wobei erst in der deutschen Form die eigentliche Wirkung erzielt wird, eine Verherrlichung alles Groben, Derben, Unflätigen, ja Schweinischen mit ironisch-satirischen Streiflichtern, ein Hexensabbath des Wüsten und Gemeinen, der tierischen Triebe — es ist das Volksmäßige in seinen Entartungserscheinungen geschaut, von der Seite sittlicher Kritik, aber mit gedrunen wuchtigem Spotte, das echte Spiegelbild des Zeitenüberganges um 1550, des Verfalls alter Sitte, des Auftauchens neuer Gesellschafts- und Lebensformen, ein tief deutendes Werk. *Kaspar Scheit* ist der Lehrer *Johann Fischarts*, des großen Elsässers, der diese Betrachtungsweise zu ihrer vorbarocken Höhe geführt und der volkstümlichen Dichtung des 16. Jahrhunderts damit den gewaltigen Ausklang gegeben hat.

Im übrigen stellt das Bild der Dichtung sich so dar, daß der Norden während des 16. Jahrhunderts aus der kunstmäßigen Dichtung nahezu ausscheidet. Was im mittelfränkischen Gebiete begegnet, sind Schuldramen lateinischer Sprache, wie sie überall an den Gymnasien ge-

spielt werden, um dann in das Jesuitendrama einzumünden. So ließ der Lehrer am Laurentianergymnasium zu Köln, Hermannus Schottenius Hesus aus dem oberhessischen Städtchen Schotten, zu Fastnacht 1526 von seinen Schülern seinen „Ludus Martius“ („Spiel vom Kriege“), eine allegorische Darstellung des Bauernkrieges von 1525 aufführen (gedruckt 1526); 1527 folgte im Drucke sein „Ludus Imperatorius“ („Spiel vom Kaiser“), eine noch stärker allegorische Verherrlichung des Kaisers, der das Gute in der Welt zum Siege führen wird — noch einmal ein Preislied des Kaisertums und seiner weltumgreifenden Ordnungsaufgabe im alten Reichslande! Sehr gut unterrichtet sind wir über eine Laurentianeraufführung von 1581, von der sich ein handschriftlicher Text mit genauer Angabe der Bühnenvverhältnisse im Kölner Stadtarchiv erhalten hat; dargestellt wurden Komödie (d. h. nach dem Sprachgebrauch jener Zeit Tragödie) „Sanctus Laurentius“ des Lehrers Stephan Broelman, die nach Hermann von Weinsbergs „Gedenkbuch“ „herlich und kestlich gespielt worden mit greiße[r] lust des folks, die sie herten und sahen spilen.“ Das Jesuitendrama hat am Niederrhein vom späten 16. bis ins 18. Jahrhundert eine ungemeine Verbreitung gehabt; Hunderte von Aufführungen sind bezeugt, zahlreiche Spielbücher erhalten. Dazu kommen hier wie im Süden zahlreiche Aufführungen von Wandertruppen, zahlreiche Gastspiele englischer und niederländischer Komödianten. Aber es ist erkennbar, wie dieser barocke Theaterbetrieb am Rheine immer etwas Volksfremdes geblieben ist; die enge Beziehung zwischen Barockdrama und Volksdramatik, wie sie sich in Bayern und vor allem der Ostmark damals eingestellt hat, wird am Rheine nirgends deutlich, wenn auch die mangelnde Überlieferung ein entscheidendes Urteil unmöglich macht.

Im Süden tritt die bewußte Schrifttumspflege des kurpfälzischen Hofes in Erscheinung, aber auch sie arbeitet viel mit auswärtigen Kräften. So erteilte Kurfürst Friedrich III. dem Ostfranken Paul Schede-Melissus den Auftrag, die Davidischen Psalmen nach französischen kalvinistischen Melodien in deutsche Reime zu übertragen; die Nachahmung französischer Melodien hat Melissus dazu geführt,

einen strenger geregelten Vers anzustreben, und so gehört sein Unternehmen in die Vorbereitung barocker Verstechnik, die dem volksmäßigen Verse des 9. bis 16. Jahrhunderts ein Ende setzt. Calvinismus und Späthumanismus verbinden sich hier in der Überwindung der alten Volksdichtung. Die Scheide alter und neuer Zeit tritt besonders deutlich bei dem Pfälzer *Theobald Heeck* (1573 bis nach 1620) hervor, der früh schon nach Böhmen kam, zuerst als Jurist am Prager Hofe Kaiser Rudolfs II., dann als Sekretär des böhmischen Adligen Peter Weck von Rosenberg in der Stifterlandschaft Wittingau. Sein „Schönes Blumenfeldt“ von 1601 hat das klare Bestreben, den Vers regelmäßig zu gestalten, aber noch sind Ohr und Sprache nicht geschult genug, sich den germanischen Gesetzen des volkstümlichen Knittelverses zu entwinden. Das Gedicht „Von Art der Deutschen Poeterey“ weist darauf hin, daß es bei der Schwierigkeit der deutschen Sprache hier ein weit größeres Verdienst als im Lateinischen sei, die Reime „künstlich schlichten und zusammen richten“.

Warumb sollen wir den unser Teutsche sprachen
In gwise Form und Gsatz nit auch mögen machen
Und Deutsches Carmen schreiben
Die Kunst zutreiben
Bey Mann und Weiben.

Wie einst bei Otfrid dringt auch hier ein völkischer Stolz hervor: die deutsche Dichtkunst braucht hinter den technischen Fortschritten der westeuropäischen nicht zurückzubleiben. Eine Anzahl von Gedichten des „Schönen Blumenfeldts“ ist dem Nachweise gewidmet, daß die Deutschen das älteste Volk Europas sind — Tuitschen, ihr Ahnherr, war ein Sohn Noahs; Trier ist zu Zeiten Abrahams erbaut; hier beginnt bereits jene fabelhafte barocke Historik, die in Lohensteins Arminiusroman mit seinen nationalen Legenden ihre Höhe erreicht. Darum gehört den Deutschen das Kaisertum; der Reichsgedanke ist diesem Rheinfranken in böhmischen Diensten ein tragender Grund. Barocke Vergänglichkeitsklage, der Zwiespalt von Wunsch

und Nichterfüllung, die Unbefriedigung des Wollens kreuzt sich in seinem Werke mit derber Weltlust und kriegerischen Gefühlen. An der protestantischen Revolution in Böhmen hat Theobald Heeck lebhaften Anteil genommen, ist nach der Schlacht am weißen Berge 1620 eingekerkert und gefoltert worden; er geht wieder in Kriegsdienste und entschwindet unsern Blicken, sein Todesjahr ist nicht bekannt.

Unter dem Kurfürsten Johann Casimir wird die literarische Anteilnahme besonders stark; der von ihm berufene Erzieher des Kurprinzen Friedrich IV., Georg Michael Lingelsheim aus Straßburg, der einen Kreis um sich sammelte: hier begegneten sich der junge Heidelberger *Julius Wilhelm Zinkgref* (1591—1635) und der 1619 von Lingelsheim als Erzieher seiner Söhne nach Heidelberg berufene noch jüngere Schlesier *Martin Opitz* (1597—1639). Eben hatte Opitz seinen „*Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae*“ („Aristarch oder über die Verachtung der deutschen Sprache“) erscheinen lassen, ein Preislied auf die Muttersprache, die dem Lateinischen und Griechischen ebenbürtig sei. Zinkgref stand noch in der humanistischen Überlieferung: 1618 erschienen seine satirischen Schulgeschichten „*Facetiae pennialium*“, 1619 seine Erklärung allegorischer Darstellungen Merians in Sentenzen „*Emblemata ethico-politica*“, sein Hauptwerk 1626 und 1631, die zweibändige Spruchsammlung „*Der Teutschen scharfsinnige kluge Sprüche*“, auch „*Apophthegmata*“ genannt; ein anderes Mitglied des Heidelberger Kreises, der Pfälzer *Johann Leonhard Weidner*, hat die Sammlung fortgesetzt. So geht der Weg vom späten Humanismus zu einer deutschen Spruchsammlung; mitten inne liegt 1624 die wichtige Sammlung „*Martini Opitii Teutsche Poemata. Sampt einem anhang Mehr auserlesener geticht anderer Teutscher Poeten*“, in der Zinkgref, als der kampffreudige Verfechter des Heidelberger Kreises, die Gedichte ihres Führers Opitz und der andern Heidelberger der Öffentlichkeit vorlegt. Unter Zinkgrefs eigenen Gedichten gipfelt jene „*Vorwarnung zur Dapfferkeit*“, die den Kampfgesängen des Tyrtäus nachgeahmt ist, ein Zeugnis dafür, wie deutsche Gesinnung hier bestrebt

ist, sich mit neuer Form zu verschmelzen, einen Einklang strenger Form und wesenhaft lebendigen Gehaltes zu erzielen:

Kein Tod ist löblicher, kein Tod wird mehr geehret,
 Als der, durch den das Heil des Vaterlands sich nähret,
 Den einer willkommen heißt, dem er entgegen lacht,
 Ihn in die Arme nimmt und doch zugleich veracht . . .
 Drumb gehet dapffer an, ihr meine Kriegsgenossen,
 Schlagt ritterlich darein; ewr Leben unverdrossen
 Vors Vaterland uffsetzt, von dem ihr solches auch
 Zuvor empfangen habt, das ist der Tugend Brauch.
 Ewr Hertz und Augen laßt mit Eiferflammen brennen,
 Keiner vom andern sich menschlich Gewalt laß trennen,
 Keiner den anderen durch Kleinmut ja erschreck
 Noch durch sein Flucht im Hör ein Unordnung erweck . . .
 Ein jeder sei bedacht, wie er das Lob erwerbe,
 Daß er in Mannlicher Postur und Stellung sterbe,
 An seinem Orth besteh fest mit den Füßen sein
 Und beiß die Zähn zusamm und beide lefftzen ein . . .
 So muß, wer Tyranny geübriget will leben,
 Er seines Lebens sich freiwillig vor begeben,
 Wer nur des Todts begert, wer nur frisch geht anhin,
 Der hat den Sieg und dann das Leben zu gewin.

1622 sprengt der Krieg den Heidelberger Kreis auseinander. Zinkgref ist 1635 zu St. Goar an der Pest gestorben, der Opitz vier Jahre später zu Danzig erlag. Der Weg der Entwicklung kehrt nun völlig vom Rheine ab; Obersachsen, Schlesien, Niedersachsen, Ostpreußen, Bayern-Ostmark übernehmen die Führung. Als die Pfälzer Kurfürsten 1649 zurückkehrten, haben sie die alten Bestrebungen nur in beschränktem Maße aufgenommen. Karl Ludwig hat nur das Theater gefördert; er ließ sich von Heidelberger Studenten vorspielen, vor allem sein Lieblingsstück, des Gryphius' „Peter Squenz“, aber näher standen ihm doch die französischen Schauspieler und englischen Komödianten, die italienischen Schäferspiele wie Guarinis

„Pastor Fide“. Unter dem letzten Kurpfälzer Karl (1680—1685) artet dieser Geschmack ganz aus: Ausstattungsstücke mit feenhafter Prunkentfaltung, Musik und Ballett, Vorläufer der Oper, werden von dem kurfürstlichen Bibliothekar L. Beger verfaßt und mit Hofbeamten und Studenten in Szene gesetzt, 1681 der Schäferaufzug „Die huldenvolle Frühlingslust“, 1682 das lateinische Drama „Aeneas pius“, 1683 die Allegorie „Die über Mars triumphierende Anmut“, worin der Kurfürst selber mitspielte, 1684 „Das Reich der Türken und Persianer“. Es ist eine volksfremde Prachtdarbietung, in die der Sturm von 1688 hineinfährt, der die Pfalz in Trümmer verwandelt. Die Verbrennung Heidelbergs im Jahre 1689 ist in einem historischen Volksliede beklagt worden, das sich schon der neuen Versformen bedient, ohne sie völlig zu meistern, ein lebendiger Ausdruck des tiefen Volksgrimmes über die Zerstörung der geliebtesten Kulturgüter durch den westlichen Gegner:

Louvois, Louvois, deine Taten
stinken hoch zum Himmel auf,
weil du hast das Werk geraten,
der Schandtaten großen Hauf,
und dein König Ludewig
gleich auch zu den Waffen griff,
daß mit Plündern, Sengen, Morden
ist die Pfalz ein Wüste worden . . .

O ihr Räuber sondergleichen,
ihr mordbrennerisch Gezücht,
Euch muß selbst der Teufel weichen,
bis euch kommt das Strafgericht!
Denn das Maß ist übervoll,
und die Höll will ihren Zoll;
denn für solche Freveltaten
müßt ihr ewiglich drin braten.

Kaiser und Fürsten des Reiches werden angerufen, ihres Streites,
ihrer Selbstsucht zu vergessen und schleunigst zu Hilfe zu eilen, auf

daß nicht alles zugrundegehe. „Auf den Feind schlägt noch die Stunde!“ Ein kriegerischer Geist spricht hier wie in Zinkgrefs „Ver-mahnung zur Tapferkeit“, ein volkstümlicher Grimm, der die Stärke des Reiches gegen den westlichen Eindringling aufruft. Der Widerstandswille des rheinischen Volkes, der mit den franzosenfreundlichen Bündeleien der geistlichen Kurfürsten nichts zu tun haben will, sprüht aus diesem Liede.

Wenn die südlichen Rheinlande an der vor- und frühbarocken Dichtung durch den Heidelberger Kreis einen wichtigen Anteil genommen haben — beim Übergange des Volkstümlichen in das Kunstmäßige, wobei die volkstümlichen Kräfte noch sehr stark sind —, so sind Norden wie Süden an der reifen barocken Dichtung nur mit einer einzigen Gestalt beteiligt, die in der Linie der rheinischen Mystik steht: *Friedrich von Spee*. 1591 zu Kaiserswerth geboren, wo sein Vater kurfürstlich kölnischer Burgvogt und Amtmann war, besuchte er das Gymnasium tricoronatum der Jesuiten zu Köln, tritt 1610 mit neunzehn Jahren in die Gesellschaft Jesu ein, ist 1613–1616 Magister der Grammatik und schönen Künste an der Kölner Hochschule und erhält dort 1621 einen Lehrstuhl für Philosophie. 1625 bis 1626 ist er Domprediger zu Paderborn, 1627 wird er zum Beichtvater der Hexen in Würzburg berufen, bereitet ihrer hunderte auf den letzten Gang der Qualen vor und gewinnt die Überzeugung von der Unsinnigkeit der Hexenprozesse, die er 1631 in seiner „*Cautio criminalis seu de processibus contra sagas*“ („Vorsicht bei Anklagen oder über die Hexenprozesse“) öffentlich vertritt. Noch ehe dieses mutige Buch erschien, hatte seine Milde gegenüber den zum Feuertode Verurteilten ihm Angriffe zugezogen; so wurde er 1628 als Missionsprediger in die Grafschaft Peina bei Hildesheim entsandt, wo seine leidenschaftliche gegenreformatorische Predigt im April 1629 einen Anschlag auf sein Leben hervorrief. Der langsam Genesende blieb im Kloster Corvey, das er reformierte, nahm einen längeren Landaufenthalt im Dorfe Falkenhagen bei Corvey und dichtete dort einen großen Teil der Lieder seiner „*Trutznachtigall*“, die erst 1638 nach seinem Tode erschien. 1632 wurde er Professor der Moralthologie

in Köln, 1633 finden wir ihn in Trier, das 1635 von den Franzosen erobert wurde, worauf die Pest ausbrach; der mit rücksichtslosem Einsatz die Kranken, insbesondere die von der Seuche ergriffenen Soldaten pflegende Spee fiel noch im gleichen Jahre 1635 der Krankheit zum Opfer.

Friedrich von Spee steht in der Linie der rheinischen Mystik und zugleich in der Linie der rheinischen Naturliebe. Diese Naturliebe mag sich in barocker Schäferlichkeit und Gefühlsspielerei verkleiden, sie mag in ihrer Verbindung mit der Jesusminne süßliche und empfindsame Züge annehmen, ihr Kern bleibt doch ein echtes Naturempfinden, immer wieder mischen sich auch volksliedhafte Worte und Verse ein. Spee bemüht sich um reine Sprachgebung und strenge Vergestaltung, aber in Wahrheit hat er so manches aus rheinischer Mundart mit der gemeindeutschen Schriftsprache verknüpft, und in den strengen Versbau treten öfters volksliedhaft freiere Zeilen ein. In Spee waltet eine unsagbare Liebe zu allen Dingen der Schöpfung, er ist der Bewunderer alles Geschaffenen, er singt immer von neuem das Lob Gottes, der das alles so vollkommen schuf — „Du tausend-schöner Erdenkreis!“ ist das Leitwort der „Trutznachtigall“, wie Spee seine Sammlung betitelte, weil er allen Nachtigallen zum Trutz singen wollte. Es ist ein Lied des Lobes und der Freude; dieser rheinische Religiöse glaubt an die Güte des Schöpfers und die Güte der Welt:

Die Vöglein schön erklingen,
die Sonn sich strählet auf,
die kühlen Brunnlein springen,
die Bächlein sind im Lauf.
Die Blümlein zart ersprießen,
zur Erden kriechens aus,
Laub, Gras herfür auch schießen,
die Pflänzlein werden kraus.

Ade, laßt Trauren fahren
zur wilden Wüst hinein,

bald Wagen her und Karren,
ladt auf all Qual und Pein,
führt hin so schnöde Waren
weit aus dem Herzen mein,
will Fröhlichkeit nicht sparen
beim lieben Sonnenschein.

Auch die Buß- und Sündenlieder enden mit dem Hinweis auf die unerschöpfliche Gnade Gottes. Die Passion, die er in vielen Liedern besungen hat, ist ihm das Wunder einer unermeßlichen Liebe, die sich allen Menschen schenkt und das Böse, Sündige aus der Welt vertreibt. Das Grausame der Passion wird in ganz barocker Weise verkleidet: so in den Hirtengesängen, wo Jesus unter der Person des Schäfers Daphnis erscheint, oder in der Unterredung Jesus' mit seinen Marterwerkzeugen, Hammer und Nägeln, die sich dafür entschuldigen, daß sie ihm ungewollt Schmerzen bereiten mußten. Die mystische Jesusliebe des Dichters spiegelt sich wieder in allen Dingen der Natur; überall wird er an das Wunder des Gottesopfers erinnert, zuweilen in einer schlichten und reinen Weise, wie sie sich in dem schönen Bienenliede kundgibt, zuweilen spielerisch, ans Unnatürliche streifend. Gleichwohl ist das Barocke bei ihm mehr äußerer Anflug, der Kern eine tiefe Freude an Welt und Gott, ohne den barocken Zwiespalt, der diese Freude stört, ohne die herben Vergänglichkeitsgefühle und Todesgedanken; in all dem bleibt Friedrich von Spee in der Linie der rheinischen Naturmystik, ihrer landschaftlichen Besonderheit, nicht dem allgemeinen Zuge hochbarocker Dichtung verbunden.

Diese rheinische Mystik bekundet sich im 17. und 18. Jahrhundert in den verschiedensten Erscheinungen. Auf katholischer Seite tritt sie bei *Martin von Kochem* (1632—1712) hervor, der als wandernder Volksprediger den ganzen Niederrhein und Mittelrhein durchstreifte und durch seine schlicht gefühlsinnigen geistlichen Volksbücher eine lange Wirkung gewann, sein „Leben Jesu“ 1689, sein geistliches Novellenwerk „Auserlesenes Historybuch“ 1693, seine Legenden-

sammlung „Legenden der Heiligen“ 1705 und zahlreiche andere. Auf protestantischer Seite bekundet sie sich in dem Frankfurter Walten des Elsässer Pietistenführers Philipp Jakob Spener seit 1670, der in Frankfurt sein wichtigstes Werk, die „Pia desideria“ („Frommes Verlangen“) 1675 erscheinen ließ, und in der Gestalt des hervorragendsten religiösen Dichters, den der deutsche Calvinismus hervorgebracht hat, *Gerhard Tersteegens* (1697—1769). Der aus Mörs Gebürtige war von dem ersehnten Predigerberufe durch die Armut der Eltern in den kaufmännischen Beruf gedrängt worden; als er 1713—1717 zu Mühlheim an der Ruhr seine kaufmännische Lehrzeit durchmachte, trat er religiösen Vereinigungen nahe, die ein verinnerlichtes Christentum nährten. 1717—1719 führte er ein eigenes Geschäft in Mühlheim, gab es aber auf und wurde einfacher Bandweber, um sich ganz seinen religiösen Gedanken und Lehren widmen zu können. Am Gründonnerstag 1724 verscrieb er sich Jesus mit seinem eigenen Blute. 1723 gab er auch seine Bandwebertätigkeit auf und lebte als religiöser Prediger und Seelenberater, der im Kleinen große Scharen um sich versammelte; wenn er in seinem Hause oder in andern Häusern predigte, dann standen oft sechs Stuben voll Leute, auf angelehnten Leitern horchte man von draußen zu, man suchte Trost und Hilfe in den Seelennöten schwerbedrängter Zeiten. Dabei trennte Tersteegen sich durchaus nicht von der amtlichen Kirche, er stand in freundschaftlicher Beziehung zu vielen Predigern, er verhinderte eine Niederlassung der Herrnhuter am Rheine — sein Wirken blieb ganz aufs Seelische eingeschränkt. Wo der Katholik Spee die Natur sucht, da ist der Calvinist Tersteegen ganz Geist, ein Sucher des Wesentlichen, des „wahren inwendigen Lebens“, der selbstentäußerten, demütigen, stillen, reinen Hingabe an Gott. „Ganz für Gott sein“, sich ihm still hingeben, sein Kind werden in Einfachheit und anspruchsloser Ruhe des Herzens, das ist Tersteegens Lehre. „Wenig tun und vieles leiden, / Lieben, still und fröhlich sein, / Macht das Herz mit Gott gemein“, heißt es in den „Schlußreimen“ seiner religiösen Liedersammlung „Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen“ von 1729. „Verlier dich selbst samt Welt und Zeit, / Und

senk dich in die Ewigkeit, / So hast du, glaub es Tag und Nacht, / Die Zeit aufs beste zugebracht.“ Tersteegen geht es um die Einheit, die Verbundenheit im Geiste; darum meidet er jede Trennung, jeden Streit, in seinen „Auserlesenen Lebensbeschreibungen heiliger Seelen“ begegnen uns Protestanten und Katholiken, seine Predigtsammlung „Geistliche Brosamen“ (1769—1773) zeigt diese friedliche, ganz auf stille Innerlichkeit, ein pflichtgetreues Leben in Gottesliebe hingerichtete Haltung. Eine Anzahl seiner religiösen Lieder, wie „Gott ist gegenwärtig“, „Ich bete an die Macht der Liebe“, „Kommt Brüder, laßt uns gehen“ hat dieser Gesinnung einen ebenso schlichten wie ergreifenden Ausdruck verliehen. Als Tersteegen sich einmal in einem Briefe an einen Geistesverwandten über die skeptische Philosophie des großen Preußenkönigs aussprach, da hat er ihm als schwersten Vorwurf entgegengehalten, daß er das Böse in der Welt als etwas Selbständiges, Gegebenes ansehe, während das Böse doch niemals von Gott dem Hilfreichen und Gütigen gewollt, sondern erst durch die Menschen in die Welt gebracht worden sei.

So ist der Anteil der fränkischen Rheinlande an der barocken und spätbarocken Dichtung ein ganz besonderer, der in der landschaftlichen Linie der rheinischen religiösen Dichtung liegt — am eigentlichen Barock haben die Rheinlande keinen Anteil genommen. Sie halten sich gänzlich fern von der barocken Gesellschaftslyrik, vom höfisch-galanten Roman, von der barocken Tragödie und Komödie; auch das Jesuitentum ist, wie wir gesehen haben, nur volksfremde Einfuhrware gewesen. Schweigen spricht auch in der Literaturgeschichte oft mehr als die ausdrucksvollste Rede; hier aber begegnet dies bezeichnende Schweigen schon zum zweiten Male, ja die Erscheinungen wiederholen sich in einer auffallenden Verwandtschaft. Im 12. Jahrhundert hatte das Rheinland Volksepos und Kunstepos begründet, die Entwicklung der vorhöfischen Dichtung in einer Führerrolle bis kurz vor Erreichung des Gipfels gelenkt — und sich dann mit einem Schlage zurückgezogen, als die vollhöfische Entwicklung einsetzte, das Gesellschaftlich-Formale sich von den volkstümlichen Vorstufen schied; am Minnesang und am höfischen Epos hatte

das Rheinland nur noch verschwindenden Anteil genommen, auch diesen nur in seinen südlichen, alemannisch durchsetzten Grenzgebieten. Nun hatte das südliche Rheingebiet am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts die vorbarocke Entwicklung gefördert, solange diese noch ein Gleichgewicht volkstümlicher und neuer formstrenger Bestandteile erkennen ließ; der vollbarocken Dichtung versagt sich abermals das gesamte Rheinland. Hier treten Wesenszüge rheinischen Charakters ans Licht: *die rheinische Dichtung versagt sich in dem Augenblicke, wo das Volkstümliche zugunsten des Gesellschaftlich-Höfischen verdrängt wird.* Sowohl das Höfisch-Ritterliche des 13. wie das Höfisch-Aristokratische des 17. Jahrhunderts bleibt ihr fern, der staufische Ritter wie der galante Edelmann. *Naturnähe und Wirklichkeitsfestigkeit rheinischen Wesens* widerstehen innerlich sowohl dem Minnesang wie dem auf ideale Typik gerichteten vollhöfischen Artusroman, der barocken Gesellschaftslyrik mit ihren normalisierten Gefühlen wie dem heroisch-galanten Roman und seiner abgezirkelten Stilisierung des Lebens. Das Rheinland hat die Energie, alle diese ihm innerlich ungemäßen Dinge abzulehnen und völlig beiseitezulassen; nicht einmal eine modische Unterströmung ist zu erblicken; die Ablehnung ist bedingungslos und ohne Ausnahme. Das Rheinland weiß, was es will, hält fest an dem, was es schätzt, und trennt sich ohne Bedenken zu zweien Malen von der allgemeinen deutschen Entwicklung, um seinem eigensten Wesen nicht untreu zu werden. Als es sich dann wieder in die große deutsche Entwicklung einschaltet, da geschieht es mit einem Aufstande von Natur und Wirklichkeit, der seinem Wesen zutiefst entspricht, und in diesem Aufstande gewinnt es sogleich seine führende Rolle wieder.

So greifen überall politische und kulturelle Entwicklungen ineinander. Das Rheinland versagt sich der allgemeinen deutschen Geistesentwicklung, aber es sondert sich auch im Politischen ab, da es als Kernland des Reiches vom Reiche keine Unterstützung mehr findet, in der habsburgischen Selbstsuchtpolitik vielmehr die schärfste Gegnerschaft seiner Entfaltungsansprüche trifft. Es ist kennzeichnend, daß weder die streng katholische Reichsstadt Köln in die

Liga noch die streng protestantische Reichsstadt Frankfurt in die Union trat, und als 1726 im Frankfurter Verfassungsstreit die kaiserlichen Resolutionen ergingen, da bildete es mit den herbsten Vorwurf gegen den alten Rat der deutschen Kaiserwahlstadt, daß dieser den Kirchenliedvers „Bau unsers Kaisers Thron“ in „Bau guter Fürsten Thron“ verwandelt hatte; der Territorialgedanke hatte auch in der alten Stadt des Reiches gesiegt. Aber als 1762 der Königsleutnant Thoranc nach der für die Franzosen siegreichen Schlacht bei Bergen ins Goethehaus zurückkehrt, da fällt ihn Johann Kaspar Goethe, deutsch und „fritzisch“ gesinnt, mit wuchtigen beleidigenden Worten an; es ist die Zeitenwende, an der sich ein neuer völkischer Stolz gebildet hat. Während Westeuropa politisch noch völlig die Führung hat, steht der deutsche Geist zum sieghaften Kampfe gegen westeuropäischen Rationalismus auf, trifft er den Gegner mit den Waffen seiner Naturverbundenheit, seines organischen Einheitsgefühls, seiner weltfrommen Gefühlstiefe — es sind die Waffen rheinischen Geistes, sie blitzen in der Sonne eines neuen Tages der Geschichte.